

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

22.4.1923 (No. 16)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 16



22. April 1923

Mar Dreßler / Oswald Spengler.

Untergang des Abendlandes. II. Bb.*)

Wir haben den Champagner der berauschenden Rede des ersten Teils getrunken. Wir haben den Eindruck eines großen Ereignisses gehabt. Daß ein Werk von dieser Schwere und Tiefe der Gedanken im deutschen Volk eine so große Verbreitung, so lebhaften Widerhall finden konnte, ist ein Zeichen für die Geisteshöhe des deutschen Volkes, sein Bedürfnis nach Klarheit über den Sinn der Geschichte und der menschlichen Kultur; ein Zeichen aber auch für die Eigenart und Einzigkeit des fesselnden Schriftstellers. Das für unmöglich erachtete, hier ist es Ereignis geworden: Daß ein Kopf die verschiedensten Wissenschaften unserer Zeit beherrscht, überblickt und von hohem Standpunkt zur Einheit begreift, gleichsam das Fazit des Sinnes als der einzelwirtschaftlich ermittelten Tatsachen zieht. Wann ihm dabei hier und dort Ungenauigkeiten oder selbst Irrtümer unterlaufen sind, wie ihm dieser und jener Spezialist korrigierend nachzuweisen sucht, so mag sich Spengler mit dem köstlichen Wort des Rembrandtdeutschen trösten: Tatsachen sind subaltern. Spengler kommt es gar nicht auf diese an, sondern auf letzte führende, leitende Ergebnisse für den Sinn unseres Lebens, auf eine große Synthese.

In den vier Jahren seit dem Erscheinen des ersten Bandes ist eine ungeheure, schon schwer übersehbare Literatur über D. Spengler entstanden. Wer sich hierüber orientieren will, lese das ausgezeichnete Buch von Manfred Schroeter „Der Streit um Spengler, Kritik seiner Kritiker“*), der das große Gebiet übersichtlich in drei Teile teilt: die geschichtsphilosophisch zeitkritische Beurteilung, die kulturphilosophisch anschauliche Gesamtaufassung und die kulturmetaphysisch systematische Synthese höchster Art.

Es hat D. Spengler an lauter Begeisterung, aber auch an ablehnender Kritik nicht gefehlt. Aber selbst der Kritiker ist sich doch meist bescheiden bewußt, vor einer Größe ersten Ranges zu stehen. Zu dem großen Erfolg des Werkes hat aber gewiß auch beigetragen das seltene Vorkommnis in deutschen Landen, daß ein Autor von höchster wissenschaftlicher Durchbildung und Verstandeschärfe gleichzeitig ein so großer Künstler ist in seinem inneren Empfinden sowohl wie in seiner Ausdrucksfähigkeit. Sonst stehen bei uns die Grazien beiseite, wenn von ernstesten Dingen die Rede ist. In D. Spenglers Werk aber finden sich Geist und Anmut aufs Schönste vereint; so ist es ein glänzendes, überraschendes Phänomen in unserem Kreise.

D. Spenglers Werk wirkt auf unsere Zeit, wie vordem Nietzsche gewirkt hat. Spengler hat die Eigenart seines Geistes unserem Denken aufgeprägt. Schon sind viele moderne kulturphilosophische Werte von ihm angeregt, durch ihn hindurchgegangen, von ihm

irgendwie getönt und gefärbt; unsere Zeit ist in die Farbe D. Spenglers getaucht. Es ist soeben ein Werk erschienen „Der fanatische Mensch“ von Karl Justus Obenauer¹⁾, welches in diesem Zusammenhang genannt werden darf, obwohl es sich nicht darin erschöpft, den Charakter des faustischen Menschen an Faust und Goethe vertiefend zu entwickeln, sondern außerdem eine prachtvolle, von tiefer Einfühlung und Leidenschaft getragene Einführung darstellt ins Verständnis des zweiten Faust. Eine eingehende Würdigung würde hier zu weit führen, hervorheben möchte ich nur die Erklärung des Homunkulus-Problems: Homunkulus ist das Wissen, das der Kunst und dem praktischen Leben vorausgeht, wie der Humanismus der klassischen Kunstperiode, und der deshalb berufen ist, Faust in die klassische Walpurgisnacht zu führen. Auf dieses wertvolle, schöne Buch alle Goethe- und Faustverehrer hinzuweisen, ist Bedürfnis und Pflicht.

In diesen Tagen ist ein höchst beachtenswertes Buch erschienen: August Messer „D. Spengler als Philosoph“²⁾, in welchem Spengler als Metaphysiker, als Erkenntnistheoretiker, als Ethiker dargestellt und beurteilt wird. Das Buch des Gießener Philosophen erscheint höchst geeignet, den Leser in Spenglers Gedankenwelt einzuführen; es zeichnet sich aus durch klare Disposition der Hauptgedanken, die in dem Spenglerschen Werk verstreut sind und es durchfluten; es ist gleichsam ein übersichtliches Skelett des farbigen, reichen, über-vollen Gedankenkörpers des Spenglerschen Buchs. Es wird sich lohnen, diesen Führer zur Hand zu nehmen, um sich durch ihn durch die üppige Gedankenwelt Spenglers leiten zu lassen. Man wird, an der Hand dieses Führers, gleich von vornherein mit mehr Bewußtsein der Spenglerschen Gedankenwelt gegenüberstehen, ähnlich wie wenn man einen Stadtplan ansieht, bevor man die Stadt durchwandert; man wird so größeren Genuß von Spenglers Buch haben, als wenn man's „unvorbereitet trinkt“.

Der mit Spannung erwartete zweite Band des Untergangs des Abendlandes, Welt-historische Perspektiven, ist nunmehr erschienen, gleichgroß, tief, schön und berauschend wie der erste, desselben hohen Geistes Kind. Wir bewundern rüchellos das enorme Wissen des 42 Jahre alten Autors, und wie im ersten Band staunen wir und werden erfasst von dem Witzern und Gleifen, dem Funkeln und Leuchten des blendenden Vortrags, und über alles von der Erscheinung dieser über alle Errungenschaften menschlichen Wissens, auf alle Gebiete der Forschung übergreifenden großen Intelligenz im

*) Verlag C. S. Beck München.

¹⁾ Verlag Eugen Diederichs, Jena.
²⁾ Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart.

Gegenatz zu dem engen Spezialistengeist unserer Tage. Handte es sich nun um Recht, Klasse, Volk, Wohnung und Landschaft, um Sprache, Politik und Presse, um die großen Gegensätze von Wirklichkeit, Tatsachen des Bluts und der Rasse, und von Geist, der Wahrheit der Gedanken, um die geniale Führung durch das Urwaldgestrüpp der ersten christlichen Jahrhunderte, um die Darstellung des Begriffs der magischen Kulturseele, um Judentum und Christentum, Mann und Weib, Stand und Kaste, Staat und Geschichte, um das Wirtschaftsleben, Geld und Maschine — überall bewährt sich der große Führer mit hellem, scharfem Auge und sicherer starker Hand, der große umfassende Geist, der schauende Künstler und Prophet.

Der Rahmen dieser Besprechung gestattet nicht, dem Autor zu folgen auf das unendlich weite Feld seiner welthistorischen Perspektive. Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen. So möchte ich einen Grundgedanken Spenglers herausgreifen und ins Auge fassen, der mir von höchster Bedeutung erscheint, der schon im ersten Band beherrschend auftritt und der im Anfang des zweiten Bandes noch einmal ausführlich und programmatisch aufgestellt wird, der Gedanke vom pflanzenhaften Charakter der verschiedenen Kulturen, soweit ihre abgeschlossene und selbständige, absolut determinierte Erscheinung ausgesprochen ist. Die blut- und rassebestimmten einzelnen Kulturen sprossen aus einem göttlichen Urgrund hervor, wachsen auf, blühen und verwelken endlich wie Pflanzen, ohne gegenseitigen Zusammenhang, ja ohne gegenseitige Wirkung. Spengler spricht es mit einer gewissen Emphase aus: „Ich protestiere gegen die Annahme eines Endziels der gesamten Menschheit und gegen die Leugnung eines Endziels überhaupt. Das Leben hat ein Ziel. Es ist die Erfüllung dessen, was mit seiner Zeugung gesetzt war.“ Wir müssen das in uns gegebene Notwendige tun, das Leben der Kulturseele erfüllen nach dem Charakter des Stadiums, in dem diese sich befindet. Mit den Worten: „Ducunt fata volentem, nolentem trahunt“ schließt der zweite Band des Werkes. Wir müssen wollen, was wir sind und sein müssen. Gegen den Gang der Entwicklung der Kulturseele, der wir angehören, gibt es keine Auflehnung; wir müssen sie bejahen, lieben, oder verzweifeln. Widerstand ist unmöglich. Über uns herrscht die Kulturseele; wir erschaffen sie nicht, sondern sie erschafft uns in unserer zeitlichen geschichtlichen Existenz. Die Kulturseele sind also mit einem geläufigen Ausdruck die platonischen Ideen, die der Einzelwirklichkeit der Individuen als überindividuelle Wesen zugrunde liegen. Die platonischen Ideen bilden die Vermittlung zwischen dem uns unzugänglichen absoluten Einen und der unendlichen Vielheit der Individuen.

Den Gedanken einer einheitlichen kontinuierlichen Entwicklung oder eines Fortschritts der gesamten Menschheit müssen wir also aufgeben.

Wir sehen auch in der untermenschlichen Naturentwicklung einen solchen einheitlichen ununterbrochenen Prozeß nicht. Die großen Stämme der Tiere wachsen und entwickeln sich nach eigenen Grundplänen, Ideen; es gibt keinen Übergang vom einen zum andern. Die Natur bringt jeden für sich zu einer ihr möglichen Höhe, etwa den Stamm der Weichtiere bis zur Höhe prachtvoller Tintenfische; weiter kann sie's mit diesem Plan, auf diesem Wege nicht treiben; ein Fortschreiten auf der Basis der Idee dieses Stammes ist unmöglich; sie versucht es mit einem neuen Organisationsplan, etwa mit dem Stamm der Insekten; aber auch von diesem führt kein Weg zur Weiterentwicklung zu dem der Wirbeltiere. Jeder Stamm hat seine eigentümliche, charakteristische Seele, die wächst, reift und verwelkt und keinerlei Zusammenhang mit den anderen Seelen hat. So gibt es in der organischen Entwicklung nicht einen einheitlichen, umfassenden, durchgehenden Fortschritt, nicht eine gemeinsame Höherentwicklung zu einem gemeinsamen Ziel hin, sondern nur in sich abgeschlossene Entwicklungen gewisser Typen. In dieser Art denkt sich D. Spengler auch die typische abgeschlossene Entwicklung der einzelnen bestimmt charakteristischen Kultursecten. Die Menschheit als Ganzes hat keine geistige Einheit und daher auch keine einheitliche Entwicklung.

Es gibt also keine Weltgeschichte in dem hergebrachten Sinne eines kontinuierlichen Werdeprozesses menschlicher Kultur. Es gibt überhaupt keine Menschheitskultur; es gibt nur eine zusammenhanglose Vielheit von Kulturen. Jede Kulturseele ist um ihrer selbst willen da und nicht im Sinn einer Stufe für folgende Kulturen. „Die großen Kulturen sind etwas ganz Ursprüngliche und aus den tiefen Gründen des Seelentums Aufsteigendes. Und Völker im Bann einer Kultur sind nicht Urheber, sondern Werke dieser Kultur.

Völker sind die urbildlichen Formen, in welche zusammengefaßt der Mensch dieser Kultur sein Schicksal erfüllt.“

Nach Hegel, dem großen Philosophen der Entwicklung, ist die ganze Natur einheitlich aufzufassen als eine von der größten Gottferne zu immer größerer Gottnähe fortschreitende Gesamtentwicklung. Der Geist der Natur ein gewaltiger Trieb und Zug zu Gott hin, zu Gott zurück, aus dem sie, als sein „Anderssein“, ihrer Wesenswahrheit entfremdet, hervorgegangen ist; so verstanden, die Welt, die Natur ein ungeheurer Ammarsch, aus immanentem Trieb, zu ihrer wahren Wesenheit, zu Gott als ihrem Ziel hin; die Natur eine sich vergöttlichende Welt; Gott als Aufgabe, als Imperativ der Welt, als der Sinn der Welt, der ihrer Entwicklung zugrunde liegt und der am Ende der Entwicklung rein hervortreten muß. Das Wesen, Gott, der wahre Kern aller Dinge, sich selbst in der gesamten Naturentwicklung suchend, immer mehr klärend und erlernend, im Menschen sich findend und ergreifend. Der Anfang treibt zum Ende; das Ende ist der Anfang. Damit ist die Naturentwicklung ins göttliche Wesen hereingezogen als wesentliches Moment; die Entwicklung, die Geschichte selbst Wesen, das Wesen wahrhaft wesentlich eben in und durch diese Entwicklung. Die Entwicklung hat einen wesentlichen göttlichen Sinn; in dieser Entwicklung wird Gott vollkommen, der vorher nur „Ansich“ war, wird durch dieselbe „Fürsich“. Die Entwicklung, die Geschichte erhält so die Bedeutung göttlicher Realität; von Natur zu Gott wandert immerfort die Welt. „Das Wesen ist, Erscheinung zu sein“, sagt Hegel.

Hegel kommt zu dieser dogmatischen Ansicht durch seinen Abfall von Kant. Er konnte von abgeschlossener Entwicklung nur reden, wenn er Anfang und Ende voraussetzte.

Aber die Zeit und die Veränderungen in ihr, die wir kaum Entwicklung nennen dürfen, hat weder Anfang noch Ende, sie ist unendlich. Die Zeit hat keine wesentliche Realität, sie ist die Form der Erscheinung, eine Weise der Erkenntnis, des Bewußtseins; das Wesen wird in der Zeit und durch die Zeit nicht verändert; es ruht jenseits der Bilder, die die Zeit heraufführt.

Wenn Entwicklung in des Wortes wahrer Bedeutung stattfinden soll, so muß ein Resultat und Ziel des Prozesses sichtlich sein, von welchem, rückwärts überblickt, erst der vorangehende Vorgang Entwicklung dieses erreichten Wesens genannt werden kann. Wege sind erst vom Ziel aus als Wege zum Ziel zu erkennen. Im Begriff der Entwicklung liegt: Entwicklung von einem Ausgang her und Entwicklung zu einem Ziel zu. Im Ausgang liegt, unentwickelt, noch verhüllt, alle künftige Möglichkeit der Entwicklung. Im Ziel sind alle Möglichkeiten der Entwicklung erschöpft; das Wesen, das sich entwickelt, erscheint in vollendeter Gestalt und ist nun am Ende der Wirklichkeit nach, was es von Anfang an der Möglichkeit nach war.

Der Begriff der Entwicklung setzt also Anfang und Ende voraus; nur gegenüber einem Anfang der Unentwickeltheit, der Verhüllung, ist ein Ende der vollkommenen Enthüllung zu denken, und der Prozeß der zunehmenden Enthüllung, der zwischen Anfang und Ende liegt, verdient den Namen der Entwicklung. Die in der Zeit mit Anfang und Ende abgeschlossene Existenz hat ihre Entwicklung. Der Mensch, der geboren und stirbt, macht eine Entwicklung seiner Anlagen durch. So auch Völker, die Anfang und Ende haben, haben ihre Entwicklung.

Die Eiche ist die entwickelte Eichel; der entfaltete Baum zeigt, was in der Eichel unentfaltet, als Anlage, schlummernd lag; die Eiche ist das Resultat, welches die Eichel erklärt, zu welchem sich die Eichel entwickelt; die Eichel war die Eiche, aber unentwickelt; das Ende erklärt den Anfang; wie der Anfang das Ende bestimmt. Die Eichel hat ein Ziel ihrer Entwicklung; wie D. Spengler sagt: „Das Leben hat ein Ziel; es ist die Erfüllung dessen, was mit seiner Zeugung gesetzt war.“ Die Eiche ist das Ziel der Entwicklung, die Lebensaufgabe der Eichel. Wir nennen das jeweilige Resultat das Wesen des ganzen Entwicklungsprozesses. Die Eiche zeigt also das Wesen der Eichel. Im Resultat, das als Abschluß und Ende erscheint, glauben wir das Wesen, den Sinn und Geist des ganzen Entwicklungsprozesses zu ergreifen. Dann gehört die Entwicklung zum vollen Begriff des Wesens; das Resultat erleuchtet den ganzen vorhergehenden Prozeß am Lebendigen, und die Entwicklung selbst, in jeder Phase bedeutend, erklärt erst von Grund aus das Wesen, welches nur so vollkommen begriffen, aus dem Entstehen heraus verstanden, das sich darstellende und somit vollkommen sich selbst begreifende Wesen ist; dieses Sichselbstbegreifen gehört zur Vollendung des Wesens. Das Unvollendete ist dann ein integrierender Bestandteil des Vollendeten; das Wesen ein in sich völlig abgeschlossener Entwicklungsprozeß.

ein Resultat, das sich nur durch die Faktoren völlig erklärt und das seinerseits die sonst unverständlichen Faktoren erklärt; das vollendete Wesen ist dann ein durch seinen Werdeprozeß in seiner Fülle des Gehalts verständliches Ganze.

Das Wesen an sich ist also von Anfang an gegeben und bleibt durch alle Zeit daselbe Wesen. Was sich entwickelt, ist die Ausbreitung, Darstellung, Auseinanderlegung aller seiner Möglichkeiten und Anlagen und gleichzeitig die Erkenntnis aller dieser gegenständlich erscheinenden Gestaltungen und durch diese Erkenntnis aller Selbstentfaltungen des Wesens endlich die vollendete Selbsterkenntnis

des Wesens. Die zeitliche Entwicklung ist also ein Erkenntnisprozeß, ein phänomenaler Vorgang, kein realer Prozeß am Wesen. Das ansich seiende Wesen wird durch sie zum fürsich seienden Wesen. Der Entwicklungsprozeß ist also keine Entwicklung des Wesens. Dieses ruht als geistiger Urgrund in seiner zeitlosen Vollendung und treibt Symbole seiner selbst hervor, die aber das Wesen nicht alterieren. Der Zauberer wird von seinem Zauber nicht berührt. (Upanischad.) Das Wesen offenbart sich, bewährt seine Art in seinen Symbolen, aber es verändert sich durch dieselben nicht.

(Schluß folgt.)

Christian Schömpferlen / Einst und Jetzt.

Geehrter Herr Redakteur! Da Sie in Ihrer „Pyramide“ ein so nettes Geschichtlein gebracht haben von dem Pufferle des Pfarres von Biegelhausen, will ich auch erzählen, wie es mir einst mit meinem Puffer in Karlsruhe ergangen ist. Ich bitte aber um Nachsicht wegen meines Geschreibsels, denn ich stehe im 89. Lebensjahre und werde wohl der älteste Gutenberg-Jünger in Karlsruhe sein.

Um nicht immer mein „Ich“ gebrauchen zu müssen, lasse ich einen Andern meine Geschichte erzählen. Dieselbe lautet also:

Am Mühlburger Tor haben sie ihn erwischt. Und das kam so: Ein herrlicher Frühlingstag war ins Land gekommen. Die Morgen Sonne beleuchtete und erwärmte Wald und Feld. An den jungen Gräsern funkelten die Taupflein goldig und silberig und die gefiederte Welt stimmte wetteifernd ihre Gesänge an. Die Lerche stieg jubelnd in die Höhe und aus dem Fruchtfeld hörte man den Wachtelschlag.

Ein junger Wandersmann zog frohgemut die Straße von Landau nach Langenlandel und sang mit den Vögeln um die Wette. Eben hatte er das Lied begonnen „Hinaus in die Ferne“, als ein Einspänner die Straße hinter ihm daher fuhr. Als der Fuhrmann in die Nähe des Sängers kam, fuhr er langsam hinter ihm her und lauschte dem Gesange. Nachdem dieser beendet, gab er seinem Köpfelein einen Fißer, daß es in raschem Gang den Sänger einholte. Der Fuhrmann hielt an und betrachtete den Wanderer. Es war ein junger Mensch, kaum 19 Jahre alt, sauber gekleidet und trug Reisetasche und Schirm. „Wo hinaus, junger Herr?“ rief er ihn an. „Nach Langenlandel und Karlsruhe“, erwiderte dieser, indem er freundlich grüßend sein Hülein lupfte. „Könnt mitsfahren“, sagte der Fuhrmann, indem er auf die Seite seines Sitzes rückte. Dankend nahm der junge Wanderer die Einladung an und bestieg den Wagen.

Auf Befragen erzählte er dem Mann, daß er aus dem Schwabenland und dies seine zweite Reise sei, die er jetzt unerwartet mache. Er habe durch Vermittlung eines Freundes in Kaiserslautern in einer Buchdruckerei eine Stelle als Schriftsetzer erhalten, sei aber 14 Tage zu früh eingetroffen und hätte sich daher entschlossen, diese Zeit durch eine Reise in der Pfalz und Baden auszunützen. Seine erste Reise habe er per Bahn gemacht und diese zweite wolle er nun zu Fuß machen.

Sein Reiseplan war, auf der rechten Seite des Rheins hinauf bis Straßburg und durch das Elsaß hinunter wieder in die Pfalz zu kommen. Das Visum im Wanderbuch lautete zunächst „Nach Baden-Baden“. In Karlsruhe wollte er sich nur kurz aufhalten. Aber es kam anders.

Beim Eintritt in die Stadt wurde er an einem kleinen Häuschen von einem Polizisten angehalten und befragt über woher und wohin; auch mußte er das Wanderbuch vorzeigen. Als dann sagte dieser: „Sie müssen mit auf die Wachtstube herein und Ihre Effekten durchsuchen lassen.“ Das kam dem jungen Mann verdächtig vor. Er ging hinein in das Häuschen und öffnete seine Reisetasche. Der Polizist nahm Stück für Stück heraus. Plötzlich hielt er inne und deutete in eine Ecke der Tasche, indem er rief: „Aber, was haben Sie da?“ „Eine Pistole“, war die Antwort. „So“, entgegnete dieser, „ich muß Sie arretieren, das gibt für Sie eine saubere Geschichte!“ „Nun, was kann dies denn geben?“ fragte der junge Mann. „Benigstens 14 Tage nach Durlach“, war die Antwort. Als dann befahl er, einzupaden und ihm zu folgen. Die Pistole legte er auf das Wanderbuch und hielt es so vor sich hin, daß es jedermann sehen konnte, was für einen Fang er gemacht. Nun ging es durch eine lange und breite Straße bis zu einem großen Gebäude, dem Rathhaus, allwo die Polizeiwachtstube war. Hier meldete der Polizist den Vorgang dem Wachtmeister, einem Älteren Mann mit weißem Schnurbart, der den Gefangenen nichts weniger als freundlich empfing. Während sich der Polizist zum Untersuchungsrichter begab, um Meldung zu

machen, unterzog der Wachtmeister die Reisetasche nochmals einer Prüfung. Plötzlich stürzte er mit geballter Faust auf den Verhafteten zu und schrie: „Was, Sie führen auch noch revolutionäre Zeitungen bei sich, wo vom Kossuth drin steht. Ihr werdet noch gehängt mitsamt dem Kossuth!“ In der Reisetasche befand sich eine Zeitung aus dem Geschäft in Kaiserslautern, wo er in Stellung kommen sollte. Da so ein Papier nicht nur zum Lesen, sondern auch zu anderen Zwecken dienlich ist, steckte er es in seine Reisetasche.

Inzwischen kam der Polizist mit der Meldung, mit ihm zum Untersuchungsrichter zu kommen. Dieser war ein freundlicher Herr. Er fragte verschiedenes, besonders aber, zu welchem Zweck die Pistole mitgeführt würde. Nach dem Verhör erklärte er: „Ich muß Sie in Haft nehmen, bis Nachricht aus Ihrer Heimat gekommen ist, ob Ihre Aussagen der Wahrheit entsprechen. Ich werde die Sache möglichst beschleunigen.“

Nun ging's zum Gefängniswärter. Hier mußte er Uhr, Geld, Messer und was er sonst bei sich führte, abgeben. Dann ging's in einen Turm diese Treppen hinauf. Der Gefangene weinte. Die Riegel einer Türe wurden zurückgeschoben und das Gefängnis aufgeschlossen. „So, hier machen Sie sich bequem“, sagte der Wärter, „und wenn ein ordentlicher Mensch kommt, will ich Ihnen Gesellschaft bringen.“ Damit schlug er die Türe zu und Schloß und Riegel waren für den Gefangenen das Zeichen der vorläufigen Beendigung seiner Reise und der Abgeschlossenheit von der Welt. Als er sich so allein befand, dachte er über seine Lage nach und deren Ursache. Er hatte in seiner Vaterstadt einen Jugendfreund, der Bilschmied war. Diesem leistete er oft Gesellschaft, wenn er nach Feierabend etwas für sich bastelte, zum Beispiel aus einem alten Hausschlüssel eine sogenannte Schlüsselbüchse machte, das Schießzeug der Buben zu damaliger Zeit. In Württemberg kannte man von einem Verbot, Waffen zu besitzen, überhaupt nichts.

Beim Abschied überreichte dieser Freund dem Abreisenden eine kunstvoll gearbeitete Pistole als Andenken. Am Schaft derselben befand sich ein Behälter mit silbernem Verschuß zum Aufbewahren der Zündhütchen. Diese wohlgemeinte Gabe brachte nun den Besucher in solche Schererei. Er wollte sich in Karlsruhe gar nicht aufhalten, denn sein letztes Visum im Wanderbuch lautete ja: „Nach Baden-Baden.“ — Einen ordentlichen Menschen wolte er ihm als Gesellschafter bringen, sagte der Gefängniswärter, also waren in Karlsruhe auch ordentliche Menschen nicht sicher vor dem Einsperren!

Nach etwa einer Stunde brachte der Gefängniswärter einen großen Mann in den zwanziger Jahren und sagte: „Hier bringe ich Ihnen Gesellschaft, unterhalten Sie sich gut.“ „Bist Du der, bei dem die Pistole gefunden wurde?“ redete ihn dieser an. Er bejahte und sah denselben verwundert an, weil er ihn dunkte. Der Gesellschafter erzählte nun, daß in der Wachtstube eine ganz' Auslegung sei wegen diesem Fall. Der Wachtmeister sei suchsteneiswild, er spreche von einem Kossuth und habe dem Polizisten einen Küffel erteilt, weil er nicht zuerst gefragt habe, ob Du eine Waffe besitzest. „Haben Sie sonst noch etwas darüber gehört?“ fragte ihn dieser. „Zarwohl“, war die Antwort, „aber zuerst will ich Dir sagen, daß man im Arrest per Du miteinander spricht. Was steht überhaupt noch da, hast Rock und Stiefel an, zieh's aus und leg Dich auf die Britsche, wie ich's auch mach'.“ „Der Wärter hat mir gesagt, bei Tag dürfe man nicht auf das Bett liegen“, erwiderte dieser. Der Gesellschafter lachte und war mit einem Satz auf der grauen Decke. Er erzählte nun, daß er aus Freiburg und Kaiser sei, er habe in Karlsruhe Arbeit gesucht, ein Polizist habe ihn angehalten, und da er keinen Ausweis hatte, sei er arretiert worden. Das könne einem heutigentags leicht passieren und es sei bei ihm nicht das erstemal. Als der Jüngere meinte, er schäme sich, daß er jetzt im Gefängnis sitze, erwiderte jener: „Ach was, das ist keine Schande, im Gegenteil, damit bist Du schon Ehrenbürger

der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe geworden." Im Lauf des Gesprächs fragte der Gesellschafter: „Was hast Du denn mit dem Kossuth; der Wachtmeister schimpfte wie ein Kohrspaß über Dich und den Kossuth?“ „Diesen kenne ich gar nicht“, war die Antwort, „weiß nur, daß er ein Führer der ungarischen Revolution war, und in der Zeitung steht nichts weiter, als wo er sich gegenwärtig aufhält.“

Bald darauf rasselten die Niegel und Schlösser wieder. Die Gefangenen erhielten das Nachtsessen, jeder ein Schüsselchen Suppe. Dann legten sie sich schlafen.

Am anderen Morgen klagte der Jüngere, daß er fast gar nicht schlafen konnte wegen Beißen und Stechen am Körper. „Das sind Wanzen“, erklärte ihm sein Kamerad, „denen wollen wir gleich zu Leib rücken.“ Er hob die Matratze an einer Stelle in die Höhe und stach mit einem Hölzchen in eine Fuge der Bettstelle. „Da haben wir schon eine“, rief er, „die anderen werden wir auch kriegen.“ Und wirklich, die Jagd war sehr ausgiebig. So hatten die zwei doch Unterhaltung den Tag über. Nach zwei Tagen bekam der Kaiser wieder seine Freiheit, doch schon am anderen Tag kam wieder Gesellschaft. Es war ein junger Bursche aus einem Dorf bei Karlsruhe, der wegen einer Schlägerei zwei Tage zu brummen hatte. Dieser trieb allerhand Unfug. Er hatte ein Messer hereinzubringen gewußt, damit kratzte er an der Bettstelle herum und machte allerlei Figuren an die Wände.

Nach Umlauf der zwei Tage befand sich der junge Mensch wieder allein. Das Essen, welches anfangs gar nicht hinunter wollte, mundete nun besser, denn der Hunger ist ein guter Koch. In seiner Einsamkeit kam dem Gefangenen das Verlangen, sich auf einmal die Nachbarschaft seines Gefängnisses anzusehen. Er kletterte zum Fenster hinauf und sah hinaus. Plötzlich erscholl von unten eine Stimme: „Gugst nei, oder i schieß!“ Dabei riß der Soldat, der unten auf und ab ging, seinen Schießprügel von der Schulter und machte sich schußfertig. Eiligst zog sich der Neugierige zurück und verzichtete darauf, nähere Bekanntschaft mit der Gegend zu machen, wo scheint's Hängen und Totschießen Trumpf war.

Am anderen Tag, als eben das Mittagessen ausgeteilt wurde, bekam er statt diesem die Vorladung ins Verhör. Der Untersuchungsrichter richtete dieselben Fragen, wie zuerst, an den Gefangenen, und dieser gab genau dieselben Antworten. Darnach sagte der Richter, daß Nachricht aus der Heimat gekommen, derzufolge er entlassen und die Untersuchungshaft als Strafe gelte. Die Waffe werde konfisziert zur Deckung der Kosten. Auf ein Stutzenzeichen erschien der Polizist, der ihn verhaftete, und führte ihn hinunter in die Wachtstube. Der Wachtmeister warf ihm einen zornigen Blick zu und schrie: „Fagen Sie diese zwei zum nächsten besten Tor hinaus!“ Aus einem Winkel kroch eine weibliche Gestalt und tappte der Tür zu. Die „zwei“ wurden hinausgeführt. Das Mädchen weinte bitterlich, daß man sie unschuldig eingesperrt habe, und auch noch in den Dunkelaref, so daß sie jetzt im hellen Sonnenschein fast nichts sähe. Sie ging deshalb auch dicht neben dem Polizisten, während der junge Mann etwas vorausging, um den Anschein zu vermeiden, als ob er dazu gehörte. Als sie an einer Wache vorbeikamen, deuteten die Soldaten auf das Mädchen und lachten wie die Spießbuben. An einem Tor angekommen, übergab der Polizist dem nun Freigelassenen sein Wanderbuch und sagte ihm, er solle genau beachten, was darin stehe. Er schlug das Buch auf und las:

„Inhaber wurde wegen Besitzes einer Waffe von ungewöhnlicher Beschaffenheit dahier bestraft und mit 24 Stunden Frist bei Pforzheim über die Grenze gewiesen. Karlsruhe, 4. Mai 1853.“

Or. Polizeibureau. Stiehlung.“

„Bei Pforzheim über die Grenze gewiesen“, und er wollte doch in die Pfalz, das war noch härter als die fünf Tage Arrest. Auf die Pistole hatte er gerne verzichtet. Ob sie heute wohl noch existiert und in wessen Besitz sie sein mag?

In Durlach kaufte er sich eine Wurst und ein Stück Brot und verzehrte es auf der Straße, denn in ein Wirtshaus wollte er nicht, es war ihm zu nahe bei Karlsruhe. Gegen Abend kam er nach Pforzheim und nahm sein Quartier im Schwarzen Adler. Wie mundete ihm hier das Abendessen, und wie behaglich fühlte er sich darauf in dem weichen Federbett; er schlief bis in den Morgen hinein. Als er am anderen Morgen den Kaffee getrunken, steckte er sich eine Zigarre an und las in den aufsteigenden Zeitungen. Er fühlte sich sehr behaglich in dem Gasthause, besonders da er nun wieder sein eigener Herr war. Hier wurde er aber bald eines anderen belehrt. Ein Polizist kam in das Gastzimmer und fragte, ob jemand über-

nachtet hätte. Auf die Bejahung verlangte er von dem einzigen Gaste die Ausweisepapiere. Kaum hatte er einen Blick in das ihm überreichte Wanderbuch getan, als er ausrief: „Wie kommen Sie mir vor? Wissen Sie nicht, was in diesem Buch steht?“ „Jawohl“, erwiderte dieser, „gestern mittag um 12 Uhr ist mir die Ausweisung zuteil geworden, und bis zu dieser Stunde kann ich heute noch gut an die Grenze kommen.“ „Das ist nicht so zu verstehen“, erwiderte der Polizist, „Sie dürfen sich gar nicht mehr im badischen Land aufhalten. Sie können froh sein, daß noch kein Gendarm da war, der hätte Sie sofort arretiert. Machen Sie so schnell als möglich, daß Sie zur Stadt hinauskommen!“ Dieser Aufforderung wurde Folge geleistet. Nach ein paar Stunden kam der Pechvogel in das württembergische Städtchen Baihingen und hatte somit den Ausweisungsbefehl befolgt.

Aber was jetzt machen? In die Heimat, unter keinen Umständen. Um in die Pfalz zu kommen, gab es keinen anderen Weg als durchs Badische, und dies durfte er nicht. Er wußte sich weder zu raten, noch zu helfen. Auch verspürte er Hunger und Durst. In einer Wirtshaus, wo er einkehrte, traf er einen alten Handwerker, der viele Jahre auf der Wanderschaft war und da manches erlebt hatte, wie er dem Angekommenen erzählte. Diesem teilte er seine Erlebnisse in letzter Zeit mit und fragte, ob er ihm nicht guten Rat wisse. „Jawohl“, sagte dieser, „vor allem müssen Sie ein neues Wisum in Ihrem Wanderbuch haben, und da ist die Gelegenheit hier günstig. Der Beamte, welcher dies gegenwärtig besorgt, ist ein alter freundlicher Herr, wenn Sie den schön bitten, visitiert er Ihnen wohin Sie wollen. Gehen Sie gleich dahin, und wenn Sie dies haben, will ich Ihnen weiteres sagen.“

Der Eintrag: „Nach Kaiserlautern“ wurde bereitwillig gemacht, und damit war der erste Schritt getan. Bei seiner Zurückkunft teilte ihm nun sein Ratgeber mit, wie er es anstellen solle, um in die Pfalz zu kommen. „Heute noch bis Maulbronn“, sagte er unter anderem, „morgen bei Sonnenaufgang auf und nach Bruchsal, von da mit der Bahn bis Mannheim und über den Rhein nach Ludwigshafen. — „Kuratsch und viel Glück!“ rief er noch beim Abschied.

Die Rat schläge wurden genau befolgt, und trotz Polizei und Gendarmen, die an den Bahnhöfen und am Rhein postiert waren, kam der Ausgewiesene durch Baden hindurch und glücklich in Ludwigshafen an. Als er in Kaiserlautern eintraf, waren die 14 Tage um und er konnte in die ihm zugesagte Stelle eintreten.

Nach siebenundsechzig Jahren wars, als wieder der Frühling ins Land gekommen und der Kuckuck am Rufen war, da fuhr an einem stillen Hanse am Kaiserplatz in Karlsruhe ein Auto vor. Dem Wagen entstieg ein alter Herr mit weißem Haar und Bart. Beim Aussteigen warf er einen bedeutsamen Blick auf das kleine Haus, in welchem sich die Polizeiwachtstube befindet. Beim Eintritt in das vorerwähnte Haus wurde er freundlich begrüßt. Treubeforgte Hände hatten ihm auf seinen Wunsch hier eine Wohnstätte bereitet, um seine alten Tage in Ruhe verleben zu können.

Viel früher schon, vier Jahre nach seinem ersten Eintreffen in Karlsruhe, war er zum zweitenmal dahin gekommen aus der Heimat im Schwabenland. Sein Reiseziel war damals Frankfurt, wo er früher in Stellung war. In einer Buchdruckerei wurde ihm mitgeteilt, daß im badischen Oberland, in Lahr, Seher gesucht würden und ihm zugesprochen, dahin zu reisen, die Ausichten wären günstig. Nach einigem Besinnen sagte er zu und fuhr mit dem nächsten Zug ab. So wurde nun zum zweitenmal in Karlsruhe seine Reiseroute abgeändert, aber diesmal in fürsorglich und freundlich-kollegialer Weise. Und diese zweite Änderung sollte bestimmend sein für sein ganzes zukünftiges Leben, denn in Lahr gründete er sich nach mehreren Jahren nicht nur einen Hausstand, sondern auch ein eigenes Geschäft.

Nach nahezu 50jähriger Berufstätigkeit folgte er dem Wisum in seinem Wanderbuch, welches ihm damals so schön vereitelt wurde und welches lautete: „Nach Baden-Baden.“ Hier ruht er aus von den Sorgen und Mühen des Berufes. Aber mit der Zeit sehnte er sich nach Karlsruhe und nahm dort seinen Wohnsitz.

Wenn ihm auch nicht das Ehrenbürgerrecht in dieser Stadt erteilt wurde, wie ihm sein erster Gesellschafter im Gefängnis einst in Aussicht gestellt hatte, so war er doch daselbst kein Fremdling mehr. Seit vielen Jahren war er in vielen Familien, nicht nur hier, sondern im ganzen Land und weit darüber hinaus ein willkommenener Gast, wenn er gegen Ende jeden Jahres in seinem von ihm gegründeten u. jahrelang mit schönem Erfolg herausgegebenen Kalender den Neujahrsgruß überbrachte unter dem Namen: „Der Better vom Rhein.“